

„In hohem Maße befremdlich“

Pastoraltheologe Haslinger über die Frage, wie es in der Kirche weitergehen kann oder wie auch nicht

Es sind wahrhaft irritierende und aufwühlende Zeiten für die Kirche: der Synodale Weg, Austritte auf Rekordniveau, ein Virus, das alles lahmlegt, und dann auch noch eine Instruktion aus Rom. Wie kann, wie soll es weitergehen? Ein Gespräch mit Prof. Dr. Herbert Haslinger, Pastoraltheologe an der Theologischen Fakultät Paderborn.

Herr Prof. Haslinger, welche Bedeutung hat ein Fest wie Libori für eine Stadt, für ein Bistum?

Ich selbst trage das Libori-Gen nicht in mir; folglich betrachte ich das Fest eher von einer Außenposition. Es handelt sich um eine wertvolle Veranstaltung. Aus der Ritentheorie wissen wir: Soziale Gebilde, ob eine Familie oder eine ganze Gesellschaft, brauchen immer wieder mal besondere, aus dem Alltag herausragende Ereignisse, Feste, in denen man sich selbst erlebt und der eigenen Identität vergewissert. Für eine Familie könnte das zum Beispiel Weihnachten sein oder für eine Partei ein Parteitag. Eine ähnliche Funktion, die des Identitätsmarkers, erfüllt ein Fest wie Libori für eine Stadt bzw. für ein Bistum.

Und was bedeutet es, wenn ein solches Fest mehr oder weniger ausfällt?

Weil es bedeutsam ist, bedeutet sein Ausfall aufgrund der

coronabedingten Einschränkungen einen großen Einschnitt, eine Irritation. Das könnte aber auch heilsam sein. So wie die Menschen lernen mussten, dass es Wichtigeres gibt als die Fußballbundesliga, so kann man trotz allen Bedauerns erfahren, dass es im Leben einer Gesellschaft, im Leben der Menschen Wichtigeres gibt als Libori.

Was könnte das sein?

Dass Menschen gesund bleiben und nicht sterben! Stellen Sie sich vor, die Erzdiözese würde tatsächlich Libori normal feiern und einige würden sich bei dieser Gelegenheit anstecken und womöglich daran sterben. Da erkennt man schnell: Die Menschen davor zu bewahren, ist wichtiger als Libori. Deshalb erachte ich es auch als problematisch, wenn nun Kirchenleute auftreten und – ähnlich wie andere Gesellschaftsgruppen, die sich als systemrelevant erklären und über Einschränkungen beklagen – meinen, es sei falsch gewesen, so schnell auf die Gottesdienste zu verzichten. Anfangs wussten wir doch alle nicht, wie mit dem Virus umzugehen ist. Da war die Entscheidung, auf die Gottesdienste zu verzichten, nicht eine Preisgabe unseres Glaubens, sondern die adäquate Form, für unseren Glauben einzustehen, nämlich unsere Verantwortung für andere Menschen wahrzunehmen.

Können diese Erfahrungen für die Zukunft nutzbar gemacht werden?

Wir kennen das auch aus anderen Zusammenhängen: Das, worauf wir momentan verzichten,

verliert nicht seinen Wert. Sein Wert wird uns sogar bewusster. Vielleicht bewirkt der Verzicht, dass die Menschen in Paderborn über die Bedeutung des Libori-Festes nachdenken. Ein Punkt beschäftigt mich besonders: Libori ist ja mit allem, was dazu gehört, mit seinem Ineinander von kirchlichem Hochfest und bürgerlichem Volksfest, ziemlich einzigartig in Deutschland. Aber ist es nicht auch die Inszenierung eines strukturellen Katholizismus, den es in Wirklichkeit gar nicht mehr gibt? Und erlauben Sie mir diese Bemerkung: Haben sich die Paderborner in den letzten Jahrzehnten nicht auch sehr gefallen in dieser Inszenierung, nach dem Motto: Bei uns ist die Welt noch in Ordnung und der katholische Glauben noch fest verankert. Ich glaube, auch in Paderborn gibt es diesen gesellschaftsstrukturell verankerten Katholizismus nicht mehr. Das könnte eine wichtige Lektion sein.

Corona beschert uns ja ein ganz anderes Libori-Fest, kirchlich wurde es in sehr kleinem Kreis gefeiert. Könnte das ein Blick auf die Wahrheit, vielleicht sogar in die Zukunft sein?

In den letzten Monaten ist auch mir diese Überlegung oft in den Sinn gekommen. Eine Folge von Corona wird wohl sein, dass der Besuch der Gottesdienste, auch bei guten Katholiken, noch mehr zurückgeht. Und zwar aus dem einfachen Grund: Man hat erlebt, dass es auch anders geht.

Und was machen wir dann? In der Politik ist viel von einer neuen Normalität die Rede, gilt das auch für die Kirche?

Was in der Kirche auf uns zukommt und was ich eben beschrieben habe, ist ja keine neue Normalität. Das beobachten wir schon seit geraumer Zeit, auch in gut katholischen Familien,

die ganz selbstverständlich das praktiziert haben, was man früher „katholische Erziehung“ nannte. Deren Kinder und auch die Erwachsenen bleiben zunehmend dem Sonntagsgottesdienst fern. Das bedeutet aber nicht, dass diese Leute nicht religiös, nicht christlich oder nicht kirchlich wären. Übrigens, das muss man hier immer wieder dazusagen: So manche treue Kirchlichkeit der „alten Normalität“ früherer Zeiten war keine authentische Religiosität, sondern Zwang. Die Menschen heute können ihren Glauben deutlich freier von Zwängen leben. Und das ist gut so. Es bedeutet aber auch: Sie beschließen für sich, ihre Glaubenspraxis anders zu handhaben – oft genug aufgrund negativer Erfahrungen mit dem konventionellen Kirchenleben.

Aber es heißt doch immer, die Kirche lebe aus der Eucharistie!

Ja, es heißt so. Und ich bin der Letzte, der die Bedeutung der Eucharistie in Abrede stellen würde. Im Gegenteil! Im Zusammenhang mit den Gemeindereformen kämpfe ich dafür, dass die Ermöglichung der Eucharistiefeier wichtiger sein muss als die Erhaltung der Zugangskriterien zum Weiheamt. Allerdings muss ich die Fixierung auf die Eucharistie als dem Vollzug, der das Wesen des christlichen Glaubens allein verbürgen würde, hinterfragen. Dieses wird, wenn wir Jesu Botschaft vom Reich Gottes als Maßstab zugrunde legen, ebenso eingelöst von einem diakonischen Handeln für notleidende Menschen. Das neue Teilnahmeverhalten heißt also nicht, dass den Leuten religiöses Leben unwichtig wäre. Allerdings gestalten sie ihre Gottesdienstpraxis individueller, auch weil ihnen ihre Mobilität die Möglichkeit dazu bietet. Und immer mehr sagen, für sie

ZUR PERSON



Herbert Haslinger (59) hat den Lehrstuhl für Pastoraltheologie, Homiletik, Religionspädagogik und Katechetik

an der Theologischen Fakultät Paderborn inne. Er stammt aus Passau, zu seinen Schwerpunkten gehören Grundfragen der Pastoraltheologie sowie die „Leute-Theologie“.

seien andere Orte und Formen christlichen Lebens erfüllender oder bedeutender, sodass sie aus ihrer Warte gut längere Zeit ohne Eucharistie leben können.

Diese Erfahrung haben ja in Corona-Zeiten die allermeisten gemacht: Die Priester haben zelebriert, aber mehr oder weniger ohne das Volk. Die meisten Leute mussten also ohne auskommen.

Ich selbst habe verschiedene Formen erlebt, gute und weniger gute. An den Kar- und Ostertagen habe ich im Fernsehen beeindruckende Gottesdienste verfolgt. Eine weniger gute Lösung fand ich, Fotos von Gemeindegliedern in die Kirchenbänke zu stellen und so die Eucharistie zu feiern. Die Praxis, dass Priester die Messe allein für sich feiern, haben wir unter Anstrengung, aber aus guten theologischen Gründen überwunden. In einer Eucharistiefeier, in der keine Gläubigen anwesend sind, fehlt das zentrale Element. Denn das Entscheidende, worum es bei der Gegenwart Christi in der Eucharistie geht, ist nicht die Hostie, die der Priester hochhält, sondern die Versammlung der Gläubigen.

Aber was bleibt dann noch von Kirche, wenn auch die Gottesdienste wegfallen?

Ich glaube nicht, dass Gottesdienste auf Dauer und zur Gänze wegfallen. Sicher, die Menge der Gottesdienste wird deutlich zurückgehen, auch weil es nachhaltig weniger Priester geben wird und weil die vielen alten Leute in unseren heutigen Sonntagsgottesdiensten einmal nicht mehr da sein werden. Aber es werden auch einige merken, wie wertvoll ihnen Gottesdienste sind, wenn es wieder möglich ist, Eucharistie zu feiern ohne Plexiglasscheibe oder Maske. Das wird nicht bei allen so sein, aber ich bin mir relativ sicher, dass wir das Ganze nicht für immer preisgeben müssen.

Ein Versuch, mit diesen Veränderungen umzugehen, ist der Synodale Weg. Ist der mit seinen Themen aus Ihrer Sicht



Ein Identitätsmerker sei Libori für das Erzbistum Paderborn, sagt Prof. Haslinger, hier ein Foto aus besseren Zeiten.

Foto: Wiedenhaus

nach Corona überhaupt noch sinnvoll?

Ehrlich gesagt: Mir kommen zunehmend Zweifel! Einmal abgesehen davon, dass seit der Dominanz des Corona-Themas der Synodale Weg in der Öffentlichkeit völlig ins Hintertreffen geraten ist. Bei aller Bedeutung etwa der Frage nach der Rolle der Frauen – an der sich aus meiner Sicht die Zukunft der Kirche entscheidet – dürfen wir nicht vergessen: Aus der Perspektive des weitaus größten Teils der 80 Millionen Menschen in Deutschland sind das Insiderthemen der Kirche, Selbstbeschäftigungsthemen. Es sind nicht die Fragen, die für die Menschen von existenzieller Bedeutung sind: Arbeitsplatz und finanzielle Sicherheit, Wohnung, Kinder, Schulen, Gesundheit. Wenn man es nicht schon vorher gewusst hat, das ist sicher auch eine der Lehren aus der Corona-Zeit: Unsere innerkirchlichen Probleme sind für die meisten Menschen nachrangig.

Aber es geht um die Glaubwürdigkeit der Kirche, also darum, im eigenen Haus Ordnung zu schaffen.

Das ist richtig. Nicht zuletzt in der Theologie müssen wir diese Themen bearbeiten. Und meine feste Überzeugung ist: Wenn

sich in der Frage des Zugangs der Frauen zu den Weiheämtern nichts ändert, wird etwas Grundlegendes, nicht wieder Aufholbares versäumt. Aber die Menschen müssten den Eindruck haben können, dass die Kirche diese Probleme bei sich bearbeitet, um ihren Dienst für die Menschen umso besser erfüllen zu können. Beim Synodalen Weg kann ich diese Intention nicht spüren. Hier geht es mir zu sehr um Wiedergewinnung von Glaubwürdigkeit für die Kirche, also um die Kirche als Kirche.

Und nun kommt noch ein Schreiben aus Rom, das für erheblichen Frust sorgt. Darin wird einerseits gefordert, über ein neues Konzept der Pfarrei nachzudenken und im Hören auf den Geist neue Zeichen zu setzen, aber es wird auch klar formuliert, dass die Gemeindeleitung nur ein Priester innehaben kann. Anderen Möglichkeiten, wie kollegiale Leitung durch Teams, die ja weltweit praktiziert werden, wird eine klare Absage erteilt. Was ist da los in Rom?

Das möchte ich auch gern wissen! Bei der Frage der Leitung von Gemeinden kann es natürlich nicht darum gehen, einfach für die sogenannten Laien möglichst viele Kompeten-

zen herauszuschlagen. Das wäre für sich genommen ideologisch. Die Leitung von Gemeinden ist so zu gestalten, dass diese unter den gegebenen Umständen ihre theologische Bestimmung, den Menschen zu dienen, erfüllen können. Aber genau in dieser Hinsicht verfährt die Instruktion ideologisch: Ihr geht es allein darum, auf Gedeih und Verderb die Kompetenzen der Priester bzw. Pfarrer sowie der Bischöfe und deren Monopolanspruch auf Leitungsfunktionen zu zementieren. Die Frage, was die Menschen heute von kirchlichen Gemeinden brauchen und erwarten, wird gar nicht gestellt.

Der erste Teil singt das Hohe Lied der Pfarrgemeinde und das in einer Weise, die Ihnen doch entgegenkommen müsste. Sie kritisieren ja seit Langem die Bildung der großen pastoralen Räume.

Bei solchen Papieren muss man der Versuchung widerstehen, sie von vornherein platt abzulehnen. So hat die Instruktion recht, wenn sie mit einem Zitat von Papst Franziskus betont, dass das gesamte Volk Gottes „mit der Gnade des Heiligen Geistes gesalbt ist“ und folglich bei pastoralen Planungen gehört werden müsse, nicht nur „eine kleine Elite“. Die Pastoral-



In Achern (Baden-Württemberg) hatte sich der Pfarrer diese coronabedingte Notlösung ausgedacht: Gottesdienst vor Porträtfotos der Gläubigen. Aber auch dies, so Haslinger, bleibt ein Gottesdienst ohne Gläubige.

Foto: dpa

planer hierzulande täten gut daran, das endlich zu beherzigen. Aber genau hier zeigt sich der täuschende Charakter solcher Beteuerungen. In ihren konkreten Anleitungen verpflichtet die Instruktion die Bischöfe nur darauf, bei Reformen in den Gemeinden den Priesterrat zu hören. Davon, dass die Träger des Weihamtes auf das Volk hören müssen, oder gar, dass sie zur Rechenschaft gegenüber den Gläubigen verpflichtet sind, ist nicht mehr die Rede. Mit der Wertschätzung der Gemeinden und dem Verantwortungsbewusstsein gegenüber den Gläubigen ist es also nicht weit her.

Bringt uns dieses Papier in der gegenwärtigen Situation der Kirche weiter?

Eindeutig: Nein! Die Instruktion zielt in ihrem gesamten Duktus darauf, den Pfarrer in der Rolle des alleinigen Leiters einer Pfarrei zu stärken und allen Ansätzen zu wehren, Kompetenzen der Priester auf andere Personen in den Gemeinden zu übertragen. Dabei wird mit einer befremdlichen und ärgerlichen Kleinlichkeit immer wieder betont, was andere – Laien, Diakone, Ordensangehörige – nicht tun und welche Titel sie nicht tragen dürften. So dürfe auf keinen Fall eine Person, die

nicht Priester ist, als „Leiter“ bezeichnet werden, um nicht den Eindruck zu erwecken, dass sie die Leitung der Gemeinde habe. Dabei weiß jeder, dass in vielen Gemeinden Nicht-Priester längst de facto Leitungsaufgaben wahrnehmen.

In diesem Jahr gab bzw. gibt es in ganz Deutschland 57 Weihen. Wie kann das also realistisch gehen?

Das ist das Ärgerliche an der Instruktion, dass sie sich der Realität versperrt. Es heißt darin sogar, dass „der bloße Mangel an Klerikern in einer Diözese“ kein angemessener Grund für die Zusammenlegung von Pfarreien sei. Da muss ich fragen: Was soll denn ein Generalvikar tun, der kaum noch Priester, aber viele Pfarreien hat? Es stimmt, ich halte unsere hiesigen Konzepte zur Bildung neuer pastoraler Strukturen für einen Irrweg, und zwar hinsichtlich der Form pastoralen Handelns, die sie vorsehen, und hinsichtlich der Art, wie in ihnen die Menschen wahrgenommen oder eben nicht wahrgenommen werden. Aber es besteht doch kein Zweifel, dass es das Problem, auf welches diese Konzepte zu reagieren versuchen, real gibt: die eklatante Nichtpassung zwischen der Anzahl der Gemeinden und der dauerhaft erwartbaren Anzahl der Priester. Es ist in hohem Maße befremdlich, dass die Instruktion über diese Realität einfach hinweggeht.

Und wie kann es jetzt mit dieser Instruktion etwa mit dem Synodalen Weg, mit der Entwicklung in den Diözesen weitergehen?

Ich bin ehrlich gesagt ratlos. Dass der Synodale Weg den Menschen – und zwar den Menschen allgemein in ihrem alltäglichen Leben, und nicht nur einigen wenigen Funktionsträgern der Kirche – hilft, kann ich mir nicht vorstellen. Aber ich sehe auch nicht, wie diese Instruktion eine Hilfe sein könnte. Ihr Leitbegriff ist „missionarische Sendung der Kirche“. Für eine missionarische Erneuerung der Pfarreien hält sie Angebote der Glaubensweitergabe, die Feier der Eucharistie, die Wiederentdeckung der christlichen Initiation, den Auswurf der Netze für einen „reichen Fischfang“ und dauerhafte Beziehungen in der Pfarrei für notwendig. Von einer dienenden Verausgabung der Kirche dafür, dass Menschen in ihren alltäglichen Wirklichkeiten leben können, ist nicht die Rede.

Aber Sie sind Pastoraltheologe! Sie haben einen etwas besseren Überblick als wir. Sehen Sie nicht irgendwo ein Pflänzchen gedeihen, das Hoffnung machen kann?

Ich würde meine Aufgabe als Pastoraltheologe verfehlen, würde ich Hoffnungen wecken, wo es keine Hoffnung gibt. Ein Pflänzchen sehe ich aber schon. Die Menschen heute distanzieren sich zwar aus bekannten Gründen von der institutionellen Kirche und deren Autoritäten. Aber sie sind nicht einfach so dekadent und areligiös, wie sie von kirchlichen Kräften oft gezeichnet werden. Die Menschen heute haben aufs Ganze gesehen hohe Anforderungen zu bewältigen; und ihnen sind dabei ethische Orientierungen und christliche Sinndeutungen wichtig. Wenn wir ihnen in diesen Anforderungen beistehen, wäre das gut. Aber dafür braucht es keine diözesanen Konzepte, keinen Synodalen Weg und keine Instruktion aus Rom.

MIT PROF. HASLINGER SPRACHEN
CLAUDIA AUFFENBERG UND
ANDREAS WIEDENHAUS

„Meistens belehrt uns der Verlust
über den Wert der Dinge.“

Arthur Schopenhauer



Oberhundem, Schloss Adolsburg, Kapelle, Stuckrestaurierung



wibbeke
denkmalpflege

wibbeke denkmalpflege GmbH
restaurierungswerkstatt
Meteorstraße 6 | D-59590 Geseke
Tel.: 0 29 42 - 9 88 68-90 | Fax: 9 88 68-99
www.wibbeke-denkmalpflege.de